Nr. 12 Leipzig, den 24. März 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Passionsbetrachtungen: 3. Jesus in der Feinde Händen — Die Mitwirkung der Kirchenbehörden bei der Ernennung der Professoren der Theologie: 2. Das Richtige — Zum Andenken August Neanders 1 — Edward Irving, schottischer Pfarrer, Freund Carlyles und Gründer einer Sekte: 2. Das Londoner Pfarramt und die Anfänge der apostolischen Bewegung — Aus Italien: Zum Kultus der Maria; St. Martino; Ein Sühnungsfest — Verschiedenes: Massenverbreitung guter Volksschriften; Opferwilligkeit amerikanischer Sekten; Kirchlicher Jammer in der Slovakei; Ein Lutherfestspiel vor 260 Jahren — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen

Passionsbetrachtungen

3. Jesus in der Feinde Händen

Die Stunde ist hie, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird. (Matth. 26, 45.)

Aus der Hand des Verräters kommt der Heiland in die Hand der Feinde. Von Gethsemane geht es nach dem Palaste des Hohenpriesters, und dort treten ihm verbündet entgegen die herrschenden Priestergeschlechter, die Macht der volkstümlichen Schriftgelehrsamkeit und die Aeltesten von Jerusalem als lokale Verwaltungsbehörde. Sadduzäer, Pharisäer und Magistrat, d. h. also einander sonst teilweise heftig befehdende Parteien und Fraktionen reichen sich die Hand, um ihn zu verderben. Die von dem dritten Evangelisten mit einem Streiflicht auf die typische Bedeutsamkeit dieses Ereignisses erwähnte Freundschaft von Herodes und Pilatus (Luk. 23, 12), geschlossen in dem Augenblicke, wo sie wider besseres Wissen Jesum dem Hasse des Volkes preisgeben, hat ihr Vorspiel in der plötzlichen Eintracht einander sonst verfeindeter Mächte eben dieses Volkes. Es scheint sich hier zu bestätigen, was C. J. Nitzsch in einer seiner Predigten, (Gesamtausgabe 1867, S. 70) die Einigkeit der Bösen nennt. Der eigentliche Grund von Jesu Untergang ist, daß er in der „Sünder Hände“ fiel.

Es ist das Verhängnis des Sünders, das zu zerstören, das ihn von seiner Sünde frei machen könnte. Der Sünder, dessen Wille gebunden ist unter das Böse, auch wenn er zwiespältig in seinem Innersten ist und die sündige That meist nur vollführt, indem er für sie einen Schein des Rechten und Guten findet, kann nicht, wie er will; er thut vielmehr, wie er muß. Und so hat der Heiland selbst das schwere Unrecht, ja das Verbrechen, das seine Feinde mit seiner Ueberantwortung zum Tode begingen, für eine in Unwissenheit geschehene That erklärt. Hätte die Welt die in Christo verborgene Weisheit Gottes erkannt, so, sagt Paulus, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt. — Aber diese Betrachtung kann doch die Welt nicht entschuldigen, so wenig die allgemeine Sündhaftigkeit unsers Geschlechtes uns von der Schuld unsrer einzelnen Fehler befreit. Und darum bekennt die Christenheit unter dem Kreuze auf die Frage: Was ist doch wohl die Ursach solcher Plagen? — Ach meine Sünden haben dich geschlagen.

Wir rechnen uns alle das an, was jene Jesu thaten? Mit welchem Rechte? Kann man im Ernste sagen: wir, wenn wir heute erleben sollten, was damals in Jerusalem geschehen ist, würden gerade so von Jesu abfallen und über seine heilige Unschuld herfallen, wie es damals seine Jünger und Feinde thaten? Würde sich, — warum soll man nicht einmal einen Gedanken zu Ende denken, der in diesen Wochen so oft angedeutet wird? — wenn nochmals unter unsern Zeitgenossen die Katastrophe Jesu sich wiederholte, nicht ein ganz andrer Umschwung des Urteils zu seinen Gunsten vollziehen? Ja! Die Welt, auch die der Sünder, ist seit Jesu Tagen und durch Jesu Tod eine andre geworden. Es sind Kräfte in sie gekommen, die vorher nicht da waren. Sie hat Sinn für heiliges, geduldiges, sich selbst hinopferndes Sein und Wirken, Sinn für Herzensreinheit gewonnen, was sie vorher nicht hatte. Jesu Sterben hat wirklich der Welt, der ganzen Welt etwas von neuem Leben gegeben. Aber dennoch bleibt es dabei, daß auch heute noch des Menschen Sohn „in der Sünder Hände überantwortet“ ist, so lange, bis aus diesen Sündern andre Menschen geworden sind.

Die Wurzel dessen, was das Neue Testament „Sünde“ nennt, ist die Gottlosigkeit, das Sein ohne Gott, ohne den lebendigen, den wirklichen Gott. Daß ein Mensch leben und sterben kann, ohne sich um seinen Gott, den lebendigen Grund seines Daseins, die Quelle seiner sittlichen Regungen und Triebe wirklich und thatsächlich zu bekümmern, selbst wenn es in seinem Leben an frommen Stimmungen nicht ganz fehlt, ja daß einer sittlich, den Geboten des Guten wenigstens teilweise gehorsam sein kann, ohne sich doch im Grunde seines Wesens, mit einem Opfer seines ganzen Willens an Gott hinzugeben, das ists, was wir „Sünde“ zu nennen haben.

Und einer solchen Sünde teilhaftig sind heute noch alle, selbst wenn sie getaufte Christen sind, in deren Hände der Menschensohn gegeben ist, die seine Lebensgeschichte, sein Erlösungswerk vor sich haben, ohne dadurch sich zu dem Gott zurückführen zu lassen, den der eingeborne Sohn als seinen und als unsern Vater bezeugt.

Aber mächtiger als der Gedanke an die noch immer fortwährende Sünde tritt im Neuen Testament der andre Gedanke auf, das große Paradoxon der christlichen Lehre von Anfang an: daß eben dadurch, daß Jesus der Herr hilflos und rettungslos in der Sünder Hände dahingegeben ward, diese Sünderwelt in die Hände des lebendigen Gottes gekommen ist, nicht damit er an ihr den Mord des Eingebornen strafe, sondern damit er die Welt durch den Tod des Eingebornen sich selber versöhne. Die Hand der Sünder mußte durch einen verborgnen Ratschluß Gottes das bewirken, was der Welt zum Heile ausschlagen sollte. Es ist dieselbe Sünde, durch die Jesus stirbt, und für die er stirbt. — So wird eine sittlich fruchtbare Bespiegelung unser selbst in den Bildern der Passionsgeschichte nicht darin bloß bestehen, daß wir an uns jene Fehler, die damals die letzten Stunden unsers Herrn vergällten, wahrnehmen: Neid, Eifersucht, Tücke, Haß, Grausamkeit, Schwäche — sondern daß wir als Grund von dem allen uns bewußt werden unsrer „Sünde“, unsrer Neigung, ohne Gott sein zu wollen, und daß wir dieser Neigung entgegentreten mit dem Bilde des

Herrn, der seinen Willen ganz und gar an Gott hingab. In diesem Haften an dem Bilde des Herrn vollzieht sich dann, menschlich gesprochen, der Umschwung, wodurch man aus den Reihen seiner Feinde — der bewußten oder unbewußten — in die seiner Freunde tritt. K S

Die Mitwirkung der Kirchenbehörden bei der Ernennung der Professoren der Theologie

2. Das Richtige

Welches ist der richtige Standpunkt der Kirchenbehörden in dieser Angelegenheit?

Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Vorfrage ab, wie die Stellung der theologischen Fakultät im Organismus der Hochschule zu beurteilen ist, und diese wieder von der Frage nach Wesen und Begriff der von ihr gepflegten Wissenschaft der Theologie.

Die Theologie ist die Wissenschaft, deren Studium von den zukünftigen Geistlichen gefordert wird. Es liegt also nahe, den Begriff der Theologie dahin zu bestimmen, daß sie der Inbegriff der Kenntnisse und Kunstregeln sei, deren Besitz zur Verwaltung des geistlichen Amtes oder zur Leitung der Kirche notwendig ist. Das ist die Definition der Theologie, welche lange Zeit wirklich das Feld beherrscht hat; sie hat keinen Geringeren für sich als den großen Schleiermacher. Von ihr aus versteht es sich von selbst, daß bei der Bestellung der Lehrer der Theologie die Kirche mindestens einen maßgebenden Einfluß üben müßte: die ganze und richtige Konsequenz würde sein, daß der Unterricht in der Theologie ausschließlich eine Angelegenheit der Kirche sei, mithin das theologische Studium auf rein kirchlichen Anstalten, Seminarien, betrieben werden müsse. Von da ist dann kein großer Schritt mehr zu der Stellung, welche selbst ein Kant der theologischen Fakultät zugedacht hat und wonach ihr Geschäft lediglich darin bestehen sollte, gewisse statutarische Satzungen zu sammeln und zu ordnen (freilich mit dem Vorbehalt, diese nachher ins Moralische umzudeuten).

Allein jene Begriffsbestimmung unterliegt doch erheblichen Bedenken. Eine Wissenschaft, welche mit Recht so soll heißen können, darf das zusammenhaltende Band ihrer Teile nicht in einem außerhalb ihrer liegenden, also insofern nur zufälligen Zwecke haben. Es muß ein ihr innerlich eignendes organisches Prinzip vorhanden sein. In Ermangelung eines solchen, also bei jener Schleiermacherschen Auffassung, hört die Theologie bei Lichte betrachtet auf, Wissenschaft zu sein und wird bloße Technik, Anweisung zu einer Kunst- oder vielleicht nur Handwerksübung.

Aber jenes innerliche Einheitsprinzip fehlt der Theologie keineswegs, sie hat es in dem Gegenstande, welchen sie bearbeitet. Die Theologie ist die Wissenschaft vom Christentum. Das Christentum, als einen großen Faktor im Leben der Menschheit, nach seinem Ursprung, seinem Wesen, seiner Geschichte, seiner fortlaufenden Entwicklung und Darstellung denkend zu erkennen und verstehen zu lernen, das ist ihr Geschäft. Sie gehört mithin in die Reihe der positiven Wissenschaften, d. h. derjenigen, die ihren Gegenstand nicht durch eigne Geistesarbeit selbst hervorbringen, sondern die es mit der Erkenntnis eines gegebenen Gegenstandes zu thun haben, wie z. B. die Geschichtswissenschaft, die Sprachwissenschaft. Theologie kann darum mit Erfolg nur derjenige treiben, der die Stellung des Christentums als eines integrirenden Faktors im Organismus des Menschheitslebens erkennt und anerkennt. So wenig einer, dem die Musik nur ein unangenehmes Geräusch ist, das Zeug dazu hat, Musikschriftsteller zu sein, selbst bei noch so ausgebreiteten und minutiösen Einzelkenntnissen auf dem musikalischen Gebiete, oder so wenig derjenige, dem die Idee der Rechtsordnung ein überwundner Standpunkt ist und der über diese hinausstrebt zu dem höhren Gesetze des Kampfes ums Dasein, dazu geeignet ist, Rechtswissenschaft zu treiben, so wenig kann derjenige Theologe sein, der in dem Christentum nur eine Erfindung des Priestertrugs oder eine ehemals vielleicht relativ berechtigte, nun aber zum Verschwinden bestimmte Erscheinung im Wechsel der Dinge erblickt und die Aufgabe der Wissenschaft darein setzt, die unausbleibliche Selbstzersetzung des Christentums fördern zu helfen. Wer Theologie treiben will, muß auf dem Boden des Christentums stehen; er muß das Christentum nehmen als das, was es sein will, nämlich die vollendete Offenbarung Gottes an die Menschheit. Darüber hinaus aber darf seiner Geistesarbeit keine Schranke gesetzt sein. Es darf ihm nicht von vornherein, und ehe er an die Arbeit geht, vorgeschrieben sein, was als das Ergebnis derselben schließlich herauskommen muß. Die einzige Schranke, über die er nicht hinauskommen darf und soll, ist für den Theologen wie für jeden andern, der sich mit der Erforschung eines gegebenen Stoffes beschäftigt, das Wesen des Gegenstandes, den er bearbeitet. Dieses rein und klar herauszufinden und zur Darstellung zu bringen ist sein Geschäft: unser Herrgott hat es einmal so geordnet, daß dieses Geschäft nicht anders als mit saurer Arbeit im Schweiße des Angesichts gelingen kann. Die theologische Wissenschaft erfreut sich da keiner Bevorrechtung vor jeder andern.

Sieht man die Theologie so an, dann ist zuzugeben, daß ihr eine unmittelbare Abzweckung auf die Ausübung des geistlichen Amtes nicht zukommt. Sie soll nicht zu einem außer ihr liegenden nützlichen Zwecke betrieben werden, sondern allein zu dem der wissenschaftlichen Erkenntnis. „Die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit“ herauszufinden und herauszustellen ist ihre einzige Aufgabe, unangesehen was daraus hernach werden mag. Der Student der Theologie soll ein wirklicher Studiosus litterarum sein. Er soll nicht in sich bereits den zukünftigen Pfarrer erblicken und was er treibt, immer schon darauf ansehen, wie sich das einmal auf der Kanzel ausnehmen werde, oder den Wert der einzelnen Disziplinen danach bemessen, wieviel davon man dereinst in der Praxis brauchen könne oder nicht. Das ist ein „Utilitarismus,“ ein Nützlichkeitsstandpunkt, der bei keinem Unterrichte zum Guten führt, geschweige beim theologischen. Nein, sondern wie wir vor Jahren in einem alten Studentenliede — ich weiß nicht, ob es noch im Schwange geht — oft gesungen haben: „Auf des Geistes lichtgewohnten Schwingen stürzt der Jüngling mutig in die Welt,“ so soll sich auch der junge Theologe auf lichtgewohnten Geistesschwingen mutig in die Welt des geistigen Ringens und Forschens hineinstürzen mit gar keinem andern Interesse als dem, die Wahrheit zu finden.

Die Theologie, so angesehen, bildet ein Glied und zwar ein vornehmes Glied in der Universitas litterarum, dem Gesamtorganismus der Wissenschaft als eines einheitlichen Ganzen. Diese zu pflegen gehört zu der Aufgabe des Staates nach der tieferen, protestantischen Auffassung desselben, die sich heutigen Tages auf deutschem Boden von selbst versteht. Der bloße Polizei- oder Rechtsstaat nach amerikanischem, bez. fortschrittlichem Muster oder auch nach ultramontaner Vorstellung — beide Richtungen treffen hier wie so oft zusammen — befaßt sich mit dergleichen idealen Dingen nicht; er begnügt sich damit, Leben und Eigentum seiner Bürger zu sichern, und überläßt, was darüber hinaus liegt, einschließlich der Pflege der Wissenschaft, entweder der Privatkonkurrenz oder der unfehlbaren Lehrerin, der Kirche. Dem gegenüber hat der deutsche Staat seine Hochschulen geschaffen, in welchen jene Universitas litterarum ihre Darstellung und ihre fortgesetzte Pflege findet, einschließlich der theologischen Fakultäten. Es sind Fakultäten für christliche Theologie, nicht etwa für allgemeine Religionswissenschaft, weil eben gerade das Christentum diese bestimmende, zentrale Stellung im Leben der heutigen Menschheit errungen hat, die es einnimmt, und weil gerade nur ihm — es erweist auch darin seine Ueberlegenheit über alle andern Religionsformen, — das Bedürfnis und die Fähigkeit wissenschaftlicher Erfassung und Durchdringung eigen ist. Die theologische Fakultät einem andern Gesetze des wissenschaftlichen Betriebes unterwerfen als jede andre, würde heißen, ihr die Ehrenstellung als Glied des wissenschaftlichen Gesamtkörpers streitig machen. Sie würde zu einer Fakultät zweiter Ordnung, einer Lehranstalt, welche vielleicht aus äußern Gründen noch mit der Universität verbunden bliebe, welche

aber in der That keinen Anspruch mehr hätte, sich ihr zuzuzählen. Die katholischen Fakultäten, wo es solche giebt, befinden sich in solcher Stellung; unsre protestantischen werden, Gott gebe es, davor bewahrt bleiben, ihnen darin gleich zu werden.

Bei so bewandten Sachen ist der Folgerung nicht auszuweichen, daß die theologische Fakultät wie die juristische und medizinische, Staatsanstalt sei, und daher die Auswahl und Anstellung der Lehrer an derselben dem Staat, und nur diesem zugehöre.

Aber wenn es sich mit dem theologischen Studium so verhält, warum bemüht man dann die zukünftigen Geistlichen damit? Wäre es nicht besser, den „theologischen Kram" — ich habe den Ausdruck einmal von einem lieben alten Studiengenossen gehört, nachdem die Examina glücklich abgethan waren — bei Seite zu lassen und sich von vornherein nur auf die Dinge zu verlegen, die man demnächst nötig hat und brauchen kann? Die Antwort liegt nahe. Das theologisch-wissenschaftliche Studium ist nicht die unmittelbare Vorbereitung für die kirchliche Praxis, aber es ist mittelbar dem praktischen Geistlichen nicht allein höchst wertvoll, sondern geradezu unentbehrlich. Der evangelische Geistliche soll nicht ein Handwerker sein, der die erlernten Kunstgriffe mit mehr oder weniger Geschick zur Ausführung bringt, oder, wenn man lieber will, unsre Geistlichkeit soll nicht ein Truppenkorps sein, welches nach dem eingeübten Exerzirreglement auf Kommando der Vorgesetzten seine Griffe macht. Unsre Geistlichen sollen mit Bewußtsein handeln, mit Einsicht in die letzten Gründe und die höchsten Zwecke dessen, was sie thun. Diese Einsicht vermittelt die theologische Wissenschaft; aber sie kann es richtiger Weise nur dann, wenn ihr verstattet ist, wirkliche Wissenschaft zu sein, d. h. sich frei zu bewegen, ungehemmt durch äußere Rücksichten oder durch die ihr gesetzten Schranken einer irgend wie gearteten Kirchentradition. Ihr diese Freiheit benehmen oder beeinträchtigen, heißt die Kirche selbst (wir reden immer nur von der evangelischen) in ihrem innersten Lebensinteresse schädigen. Nicht um die Kirche zu beschränken und in ihrem Einflusse zurückzudrängen, sondern gerade um ihrer selbst willen und in ihrem eignen wohlverstandnen Interesse fordern wir die **ungehemmt freie Bewegung der theologischen Wissenschaft**, ungehemmt auch durch die Abhängigmachung der Berufung theologischer Lehrer von dem Urteile kirchlicher Behörden über die bekenntnismäßige Korrektheit ihres Standpunkts.

All dieses gilt aber nicht von der Vorbildung zum geistlichen Amte im direkten und eigentlichen Sinne. **Diese ist lediglich eine kirchliche Angelegenheit**; auf sie muß die Kirche durch ihr Regiment nicht allein einen gewissen Einfluß üben, sondern sie geradezu in der Hand haben. Es ist ein ungenügender Zustand, wenn auch dafür vieler Orten die theologischen Fakultäten durch praktische Seminare, homiletische und katechetische Uebungen und dergleichen aufkommen müssen: es wird ihnen dadurch eine Verpflichtung aufgebürdet, welche sie weder erfüllen können, noch sollen. Die Einführung in das geistliche Amt muß den Inhalt eines besondern Vorbereitungskursus bilden, welcher sich an das vollendete theologische Universitätsstudium anschließt. Ob die bessere Form dafür die von kirchlichen Seminaren (Predigerseminaren) oder die eines geordneten Gehilfendienstes (Vikariates) bei vertrauenswürdigen, von der Kirchenbehörde dazu ausersehenen praktischen Geistlichen sei, steht hier nicht in Frage. Der Schreiber dieses ist entschieden für das Predigerseminar (nicht Konvikt); aber gleichviel, welcher Form man den Vorzug geben will, jedenfalls ist die Einführung der angehenden Geistlichen in ihr Amt Sache der Kirche selbst. Sie soll an das, was der Kandidat von der Hochschule mitbringt, anknüpfen, es entwickeln, vertiefen, durcharbeiten, je nach Bedürfnis auch berichtigen, um es zum Gebrauch im praktischen Amtsleben verwendbar zu machen. Sie soll sich neben dem Wissen und Können hauptsächlich auch auf das Sein des Kandidaten richten, auf seine persönliche Stellung zu den Heilsgütern, deren Pfleger er sein soll, auf den Ernst und die Liebe, womit er die Arbeit, die auf ihn wartet, anfaßt.

Aber wenn er nun auf der Hochschule Dinge gehört und in sich aufgenommen hat, welche dem Bekenntnis der Kirche widersprechen und welche ihn geradezu unfähig machen, im Amte der Kirche mit Segen thätig zu sein? Wird dann nicht die Arbeit, die in dem praktischen Vorbereitungskursus an den jungen Mann gewandt wird, ziemlich eine verlorene bleiben? Oder wird es nicht im besten Falle eine traurige Mühe sein, das wieder entwurzeln zu müssen, was ungläubige Professoren in ihn gepflanzt haben? — Was das Bekenntnis der Kirche betrifft, wenn man darunter die Summe von dogmatischen Sätzen versteht, die in den Bekenntnisschriften des sechzehnten Jahrhunderts niedergelegt sind, so ist dieses nicht der unwandelbare Maßstab, an dem die Befähigung zur Führung des geistlichen Amtes in der evangelischen Kirche zu messen wäre. Wir haben keine unfehlbare Tradition, weil wir kein unfehlbares Lehramt haben. Das evangelische Bekenntnis aus den Anfängen und Ansätzen heraus, welche in der Geschichtsthatsache der Reformation vorliegen, stetig weiter zu entwickeln, gehört zu den unveräußerlichen Aufgaben evangelischer Theologie. Ihr die Arbeit daran verschränken oder die theologische Jugend davon absperren zu wollen, hieße der Kirche der Reformation eine Lebensader unterbinden. Freilich, die Theologie ist nicht unfehlbar, und so bleibt bei ihrer Arbeit die Gefahr von Irrtümern, selbst von schweren oder, um den Ausdruck zu gebrauchen, grundstürzenden Irrtümern keineswegs ausgeschlossen. Aber man sollte zu dem der Christenheit verheißenen Geiste, der in alle Wahrheit leitet, das Vertrauen haben, daß Irrtümer, welche in dem Entwicklungsgange des geistigen Lebens in der Kirche hervortreten, sich auf demselben Wege auch berichtigen, ja schließlich zu Vorstufen höherer Erkenntnis werden müssen. Dem Einzelnen freilich mag es oft nicht leicht sein, sich durch das Gewirr von Anstößen und Zweifeln, in welches er sich als Studiosus der Theologie mit einemmale versetzt sieht, zu einem haltbaren Standpunkte hindurchzuarbeiten. Es ist eben dem evangelischen Theologen nicht so leicht gemacht, wie dem angehenden katholischen Kleriker, der genug gethan hat, wenn er sich das vorgeschriebene Kompendium der Dogmatik eingeprägt und sich zu dem sacrificium intellectus verstanden hat, alles, was darin steht, unbesehen als Wahrheit gelten zu lassen. Aber eine schöne, vielleicht die schönste Aufgabe des Seminars wäre es, dem jungen Theologen bei jener Arbeit hilfreiche Hand zu bieten und ihm, wenn nicht zur Bekenntniskorrektheit, doch zu einer wahrhaft christlichen und evangelischen Ueberzeugung den Weg zu bahnen, mit welcher er mit Ehren und gutem Gewissen auf die evangelische Kanzel und an den evangelischen Altar treten kann. Gelänge es auch nicht sogleich bei jedem, ihm über alle Berge zu helfen, so wäre schon genug erreicht, wenn der Weg klar vor ihm liegt, auf dem er sich weiter arbeiten kann. Es muß nicht sein, daß jeder von vornherein als ein fertiger Mann in die geistliche Arbeit eintritt. Es wäre eine im besten Sinne vermittelnde Thätigkeit, die wir von dem Seminare fordern; ja zwischen theologischer Wissenschaft und kirchlichem Leben zu vermitteln, das wäre recht eigentlich das Ziel des kirchlichen Vorbereitungskursus, wie wir ihn denken.

So löst sich die Frage, von der wir ausgegangen sind. Es sind zwei verschiedne Dinge, das Studium der theologischen Wissenschaft und die Einführung in das geistliche Amt. Das erstere gehört notwendig zu dem andern; es bildet die unerläßliche Vorbedingung dafür. Aber es wird dadurch nicht selbst zu einer kirchlichen Funktion, welche als solche unter die Leitung oder auch nur die konkurrirende Leitung der Kirchenbehörden fiele. Aehnlich ist ja auch die allgemeine Bildung, welche das Gymnasium gewährt, ein unerläßliches Erfordernis zur Führung des geistlichen Amtes, denn wir können nur gebildete Männer als Geistliche brauchen, und doch hören die Gymnasien darum, weil sie uns die künftigen Geistlichen ausbilden, nicht auf, reine Staatsanstalten zu sein. Die theologische Wissenschaft als ein Wesensstück der Einen gesamten Wissenschaft liegt mit dieser im Bereiche des Staates; die Vorbereitung zur gesegneten Führung des geistlichen Amtes ist ein Lebensinteresse der Kirche und untersteht ihrer Sorge. Die beiderseitigen Anstalten, dort die Fakultät, hier das Seminar (ich gebrauche den Ausdruck der Kürze wegen, ohne der oben berührten Frage, ob Seminar oder Vikariat, damit vorgreifen zu wollen), mögen friedlich und

freundlich nebeneinander arbeiten, jede mit dem Bewußtsein, daß sie berufen ist, die andre zu ergänzen und von ihr ergänzt zu werden. Daß dies wirklich geschehe, ist freilich durch Gesetze und Verordnungen, wie sie immer lauten, nicht zu erreichen, sondern nur durch die Einsicht und den guten Willen der beteiligten Personen, für diese aber nicht schwer.

Will man der Kirche den ihr gebührenden Einfluß auf die Vorbildung ihrer künftigen Diener wahren, so suche man nicht die theologischen Fakultäten in eine Stellung zu drängen, welche schließlich die Möglichkeit ihres Verbleibens im Verbande der Hochschule fraglich machen müßte, sondern schaffe einen tüchtigen praktischen Vorbereitungskursus nach beendigter Universitätszeit, dessen Aufgabe es dann allerdings nicht sein müßte, das, was die Kandidaten von theologischer Wissenschaft mitbringen, wegzufegen und einen geistlichen Drill an die Stelle zu setzen, sondern im echten und rechten Sinne vermittelnd von der Wissenschaft zum Leben überzuleiten. K K

Zum Andenken August Neanders

1

Am 17. Januar dieses Jahres waren es hundert Jahre, daß August Neander geboren wurde. In weihevoller Säkularfeier beging die Berliner Hochschule in ihrer Aula seinen Geburtstag; der Kultusminister, Rektor und Senat, die theologische Fakultät, aus der philosophischen die Professoren Curtius, Lazarus u. a., viele Berliner Geistliche aller Richtungen und 150 mit Karten versehene Studenten der Theologie hatten sich eingefunden; Professor Harnack, der jetzige Inhaber des Lehrstuhls, dessen Zierde einst Neander gewesen, hielt die Festrede.*)

Die theologische Fakultät, so hob er an, feiert in Neander den Kirchenhistoriker, mit welchem, wie sein großer Rivale, Ferdinand Christian Baur, bezeugt, eine neue Epoche der kirchlichen Geschichtschreibung begonnen hat. Sie verehrt in ihm den berühmtesten und geliebtesten Lehrer, den sie neben Schleiermacher in ihrer Mitte besessen hat . . . . Was alle, so hieß es im Verlaufe weiter, die ihn gekannt haben, an ihm verehrten, wodurch er sie innerlich bezwang und sich zu eigen machte, das war seine christliche Persönlichkeit, seine Demut und Einfalt, seine Selbstverleugnung und Liebe, der christliche Glaube, in welchem der Gelehrte ebenso aufging, wie der Mensch. Man kann von Neander dem Kirchenhistoriker nicht sprechen, ohne von Neander dem Christen zu reden.

Neander ist vom Judentum hergekommen; er war in Göttingen geboren, sein ursprünglicher Name David Mendel, der Vater ein gewöhnlicher Schacherjude, der seine ehrenwerte Frau böswillig im Stich ließ, worauf sie sich nach Hamburg wandte, um dort ihre Kinder zu erziehen. Nicht ohne Opfer machte sie möglich, ihren jüngsten Sohn auf das Johanneum zu schicken. Direktor Gurlitt nahm sich des ungewöhnlichen Zöglings, der äußerlich zunächst wie ein gewöhnlicher Judenjunge nicht sehr anmutete, in förderndster Weise an. Das akademische Gymnasium brachte ihm dann die Freundschaft zweier älterer Studenten ein, Varnhagens von Ense und Wilhelm Neumanns, die bereits mit Chamisso einen Musenalmanach herausgegeben hatten. Sie finden Neander beim Plato; sie leben mit ihm in der Romantik; Neanders Judentum hat mehr mit dem philosophischen der Alexandriner, als mit dem buchstäblichen der Paläastiner gemein: insonderheit doch ist es Plato, im Sinne des Neuplatonismus verstanden, in welchem Neander den vorchristlichen Christen fand und der ihn selbst zu Christus führte. Am 25. Februar 1806 ward er von Pastor Bossau in Hamburg getauft; von da an nannte er sich Neander, weil er ein neuer Mensch sein wollte, und nahm die Vornamen Johann Wilhelm August an von seinen Paten Gurlitt, Neumann und Varnhagen. Bald darauf zog er zur Universität

*) Sie ist abgedruckt in den Preußischen Jahrbüchern, Febr. 1889; auch im Sonderabdruck bei G. Reimer in Berlin erschienen in einer Anmerkung sehr reichlicher Quellennachweis. Wir begnügen uns hier nur namhaft zu machen: Erinnerungen an D. A. Neander von J. L. Jacobi, 1882; A. Neanders Leben von Adalbert Wiegand, Pfarrer in Mittelhausen bei Erfurt. Erfurt, Bartholomäus. 1889. 152 S.; 3 Mk. (am ausführlichsten und auch für weitere Kreise wohlverständlich und empfehlenswert; leider fehlt das Bildnis).

nach Halle, um Schleiermacher, den Redner über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern, zu hören,

entschlossen, nicht bloß ein stummes Mitglied des heiligen Bundes zu bleiben, sondern in die Reihe derer zu treten, welche das Christentum mit der Freiheit des klaren Bewußtseins aussprechen und thätig in dem inneren Leben der Kirche wirken, um die Masse neu zu beleben, die in irdischem Sinnen Verlornen aus der Ohnmacht zu wecken und gemeinsam strebend mit den Guten die Vernunft, die ja nur von Innen kommt und im Innern wohnt, wieder zur schönen Versöhnung mit der Religion zu führen, mit der sie ja ursprünglich eins ist.

Es waren Vorträge über Kirchengeschichte, die er von Schleiermacher hörte. Aber die Kriegswirren jenes unglücklichen Jahres — die Schlacht von Jena, die in Halle selbst eindringenden Franzosen — hießen Neander, der bei seinen Büchern von dem Straßenlärm allerdings nichts gehört hatte, Halle mit Göttingen vertauschen.

In Göttingen lehrte Planck, ein hochgelehrter und braver Mann, der in etwas äußerlicher Pragmatik die Kirchengeschichte sich zusammensetzen ließ: von ihm offenbar ist Neander zu pünktlichem Quellenstudium angelernt worden. Und er hat, wie weit auch seine Wege und diejenigen Plancks (schon damals) auseinandergingen, dem von einem rechtgläubigern Geschlecht hernach über die Schulter angesehenen Lehrer den Dank nicht vorenthalten; als Planck sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, widmete ihm Neander einen Band seiner Kirchengeschichte mit den pietätvollen Worten:

Wenn Sie auch mit vielem in diesem Werke nicht zufrieden sind, so werden Sie doch in dem Streben nach wohlwollender Gerechtigkeit den Schüler nicht verkennen, der von dem großen Meister selbst, dem er so vieles verdankt, zuerst gelernt hat, dem suum cuique [jedem das Seine, das Gebührende] in der Auffassung der Geschichte nachzustreben. Und Sie werden am besten mit Ihrer, von dem Geiste der Liebe verklärten, nun durch ein halbes Jahrhundert erprobten Gerechtigkeit auch jeden Ihrer Schüler, der in ernster Gesinnung arbeitet, auf seinem Standpunkte anzuerkennen wissen. Daher rechne ich getrost mit einer von dankbarer Liebe und Verehrung dargereichten Gabe auf Ihre Nachsicht. Gott sei gepriesen, daß er Sie uns zum Lehrer gegeben und Sie uns so lange erhalten hat.

Ueber Neanders Examen 1809 in Hamburg berichtet ein Augenzeuge:

Neanders Erscheinung, den Examinatoren sicherlich eine Rarität eigner Art, wenn nicht ein geisterartiges Wesen aus fremden Regionen, setzte die sämtlichen Herren sehr bald in Verwunderung und Erstaunen. So oft sie ihn nur eben anrührten, trat ein Strom tiefer und gelehrter Bemerkungen und gewissermaßen interessanter Abhandlungen hervor, der fast kein Ende nehmen zu wollen schien.

Dieser glänzende Prüfling wandte sich denn auch, wie es angezeigt war, der akademischen Laufbahn zu, zunächst in Heidelberg. Mit Recht hat Krabbe*) es bedeutungsvoll genannt, daß Neander sich in seiner ersten öffentlichen Arbeit mit Klemens von Alexandrien beschäftigte, in welchem die Anfänge der christlichen Theologie als Wissenschaft, soweit diese überhaupt erkennbar sind, auf das bestimmteste sich darstellen. Dieser seiner Dissertation folgte eine Reihe von Monographien, als erste „Ueber den Kaiser Julian und sein Zeitalter“, welche Anlaß zu seiner Berufung nach Berlin wurde, wo er an der jungen Hochschule der Amtsgenosse Schleiermachers, Marheinekes und de Wettes wurde. Die ersten Monate waren bezeichnet durch die von einer tiefen, auch religiös-sittlichen Bewegung getragene Erhebung Preußens, so daß Neander nach diesen Zeiten oft sehnsüchtig zurückgeblickt hat. Daß er selbst zum Mitkämpfer oder irgend einer politischen Stellung nicht berufen sei, konnte ihm nicht verborgen bleiben; um so treuer arbeitete er in seinem Berufe, auch als die Zahl der Zuhörer nur mehr drei betrug. Auch entstand ihm unter den Kriegsstürmen sein Buch über „den heiligen Bernhard und sein Zeitalter“, von dem er sich später der „ebenso sehr wunderbare Tiefen des innersten Lebens als seltsame Gebilde der Phantasie und Spekulation in sich vereinenden Erscheinung des Gnostizismus“ zuwandte. Etlichermaßen unterbrochen wurden diese Studien 1819 durch die Entfernung de Wettes aus seinem Lehramte vermöge Kabinetschreibens und folgerecht aus Berlin. Jene erfolgte bekanntlich wegen eines Trostschreibens, das de Wette an die Mutter Sands, des Mörders Kotzebues, gerichtet hatte.

*) August Neander, ein Beitrag zu seiner Charakteristik. 1852.

Während Neander Marheineke stets fern blieb, war er durch Lückes Vermittlung de Wette späterhin näher gekommen; an dessen Mißgeschick nahm er nun lebhaften Anteil, und er hat es abzuwenden gesucht, soviel in seinen Kräften stand. Ihm selbst wuchs immer mehr Anerkennung, Liebe und Verehrung zu, ungeachtet er nicht bloß eine Zelebrität, sondern etlichermaßen auch eine Kuriosität in Berlin war. Wenn er, begleitet von seiner Schwester Hannchen — der Neandrine, wie die Studenten sie nannten —, die den Lebensungewandten pflegte, schleppenden Ganges einherschritt, mit ausgeprägt orientalischem Gesicht, dickes schwarzes Haar auf dem Kopfe, darüber einen nach rückwärts weisenden großen Hut, die Augen — deren Aufschlag allerdings eine nahezu zauberische Wirkung ausübte — fast geschlossen, im langen dunkelgrünen Rock, die Beinkleider in hochschaftige Stiefel gesteckt, dann lächelten die Leute einander zu: Das ist Neander.

Unzählige Anekdoten waren von seiner gelehrten Zerstreutheit im Umlauf, während er selbst, unverrückt seine Gedankengänge verfolgend, für Pikantes und Anekdotenhaftes absolut keinen Sinn hatte. Eine Anzahl derselben mag hier folgen. Einmal soll er durch die Straßen Berlins mit einem Besen statt Regenschirms unter dem Arm geschritten, ein andermal im Auditorium statt Notizbuchs eine Bürste aus der Tasche gezogen haben. Seine Orden habe er als Lesezeichen verwendet. Als er eine neue Wohnung genommen, habe er doch immer den Weg über die frühere zur Universität gemacht (weil er so zuerst ihn gegangen). Einst, als er sich in den Straßen verirrt, rief er einem Droschkenkutscher zu, ihn nach Hause zu fahren; da nun der Rosselenker nach Straße und Hausnummer gefragt, habe Neander gesagt: „Lieber Mann, ich dachte, Sie wüßten es, weil Sie Droschkenkutscher sind.“ Ein zufällig begegnender Student hatte dann die nötige Auskunft gegeben. Einst hatte er den einen Fuß aufs Trottoir, den andern in die Rinne gesetzt und war so gegangen, dabei aber auf den Gedanken gekommen, er hinke, und so schickte er zum Arzt. Einmal soll er im Schlafrock den Marsch zur Universität angetreten haben, aber noch rechtzeitig eingeholt worden sein; ein andermal schickte die besorgte Schwester, in deren Abwesenheit der Schneider neue Beinkleider gebracht und welche nun die alten vorfand, voller Sorge zur Universität, ob der Bruder auch nicht ohne dies notwendige Kleidungsstück ausgegangen. Als er einst, allein, mit sechs neuen Hemden auf Reisen gegangen, hatte er zu Hannchens Schmerz keines im Koffer mit zurückgebracht: es fand sich aber, daß er immer zwar ein frisches angezogen, allein vergessen, die alten abzulegen. Einst bei Gelegenheit der Paßrevision fand sich in seiner Brieftasche ein versiegelter Brief. Das war damals verboten, dergleichen so zu befördern. Vom Beamten zur Rede gestellt, sagte Neander: „Ist das strafbar? Ich habe deren noch mehr.“ Ein Teil dieser Anekdoten, von denen einige noch saftigere und desto sicher erlogene lieber verschwiegen werden, findet sich bei Wiegand a. a. O.*), wo aber bemerkt wird, dieser Sagenkreis bedürfe sehr der Kritik. Selbst bei dem Zugeständnis, daß Neander, der zuviel Verstand und Ernst besaß, um sich allgemein lächerlich zu machen, bei seinem unpraktischen Sinn Proben von Unfähigkeit für die gewöhnlichen Geschäfte des täglichen Lebens gegeben, seien doch etliche dieser Legenden sicher auf die schöpferische Phantasie der Studirenden zurückzuführen. Noch hat Wiegand dem „Daheim“ folgendes entnommen: Auf seinen Reisen führte Neander große Kisten mit Büchern (besonders der Kirchenväter) mit; als nun Friedrich Wilhelm IV. ihn einst nach Karlsbad einlud, unter der Bedingung: ohne Reisekoffer, erschien Neander auf dem Bahnhof in einem wunderlich steifen Mantel, der den Gelehrten fast zu Boden zog. Der König befahl dann dem Kämmerer Schöning, für des Professors Reiselektüre zu sorgen, da er es vor den Studenten nicht verantworten könne, ihren Kirchenvater in seiner neumodischen Bibliothek sich langsam zu Tode schwitzen zu lassen. Auch auf dem Katheder machte er, abgenutzte Gänsefedern zerstampfend, eine höchst seltsame Figur — bis die Weihe des Vortrags die sonderbare Gestalt vergessen ließ. „Und man darf auch,“ so bemerkt mit Recht Harnack, „sein

*) Auch im „Daheim“ haben 1867 solche gestanden.

Andenken nicht beleben, ohne das Herz dieses Mannes zu rühmen, das unbegrenzte Wohlwollen, das überfloß in Gaben der Barmherzigkeit.“ Eben dies bringt ein würdiger Aufsatz der Täglichen Rundschau zum glücklichen Ausdruck:

Neander ging durchs Leben wie ein Fremdling auf Erden. Arm begann er, und arm schied er von uns. Für die Bewahrung von Geld und Gut hatte er nicht das geringste Verständnis. Sein Verleger brachte ihm das Honorar für eine viel gekaufte Schrift. „Was soll ich mit den Goldstücken anfangen?“ — „Legen Sie das Geld auf Zinsen, Herr Professor.“ — „Aber dann wird es ja immer mehr!“ Und war sein Gehalt eingelaufen, so besann er sich flugs auf eine Reihe armer Studirender und Kandidaten, deren Kleidung schon schlecht geworden, aber immer noch besser war als seine eigne.

Das letzte große Werk seines Lebens, welches das Ergebnis so vieler mühsamer Einzelforschungen, die sämtlich aufzuführen hier der Raum verwehrt, in sich aufnehmen sollte, war seine „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche“, 1826 begonnen. Er hat sie gefördert bis zu der Periode, welche der Reformation vorangeht. Sein Diktat — er war durch zunehmende Verdunklung der Augen genötigt, sich fremder Hilfe zu bedienen — war bis zur Schilderung der Gottesfreunde, der „Stillen im Lande“ des vierzehnten Jahrhunderts vorgerückt, da trat der Todesengel an ihn heran, am 14. Juli 1850. „Ich bin müde — ich will schlafen gehn. Gute Nacht“ sind seine letzten Worte gewesen.

H

Edward Irving, schottischer Pfarrer, Freund Carlyles und Gründer einer Sekte

2. Das Londoner Pfarramt und die Anfänge der apostolischen Bewegung

Die Biographin Frau Oliphant schildert des warmherzigen Mannes Abschied von Glasgow, wobei er alle einlud, bei ihm in London Gastfreundschaft zu genießen, wodurch er das kaum gegründete Haus zu einem wahren Taubenschlage machte. Sie beschreibt die in wenigen Wochen erworbene fabelhafte Berühmtheit, welche Irving in London als den ersten Kanzelredner der Welt auf das Schild hob. Es war in der That ein sehr merkwürdiges Ereignis: soweit es zu verfolgen, scheint in einer Parlamentsdebatte über die Gehälter der Geistlichen jemand Irving erwähnt zu haben, der ein tüchtiger Mann sei und 500 Pfund Sterling erhalte. Man ging, ihn zu hören und fing Feuer. A. Froude, der die Abneigung des ruhigen Denkers gegen religiöse Maßlosigkeiten hat, sagt:

Er ging nach London und warf sich in den Strom religiöser Erregung, wie gröber organisirte Leute sich dem Trunk ergeben, und nahm die Popularität im Sturm. Die Modewelt jagte ihm nach. Die Straßen, die zur Kapelle führten, waren von Wagen versperrt. Das Gotteshaus ward wie ein Theater, der Einlaß nur durch Billete möglich. Große Staatsmänner riß der Strom mit fort. Brougham, Canning, Mackintosh ließen Plätze belegen, um den neuen Schauspieler auf der theologischen Bühne zu sehen. Irving schloß hieraus, daß er eine göttliche Sendung habe, thätiges Christentum neu zu begründen. Er fühlte sich vor allen Menschen geehrt, doch trug er seine Ehren in Demut.

Leider half ihm nichts über seine eignen innern Kämpfe hinweg. Das Jahr verrann und er heiratete, und von der Stunde an hört der einfache, alte, unbefangene Irving zu existiren auf. Seine Briefe, einst so wohlthuend und durchsichtig, werden wortreich und auf Stelzen gehend. Obgleich Glaube und Grundsätze unversehrt blieben, erhielt sein Verstand einen Stoß. Tiefer und tiefer tauchte er unter im Ozean unwirklicher Träume.

Frau Oliphant enthält sich jeder Schilderung der jungen Frau, welche selbst der scharfe Carlyle, „wennschon gar nicht hübsch, doch sehr liebenswürdig und gütig“ nennt. Sie war und blieb die treuste Gattin, die allein bei ihm stand, als selbst ihre Angehörigen sich von ihm abwandten, seine Schreibhand, sein Finanzminister, die Mutter und Erzieherin seiner Kinder. Sie war tief religiös angelegt, fügsam und nachgiebig, die negative Ergänzung für das stürmische Wesen des Gatten und eine treue Gehilfin seines Gebetes.

Der einzige Vorwurf, der je gegen sie erhoben worden, ist, daß sie, zu großer Liebe und Bewunderung des Gatten voll, den Umgang mittelmäßiger Anbeter, kritikloser Verehrer zu sehr gepflegt hat.

Jane wäre ihm eine ebenbürtige Frau geworden. Ihre glänzenden Geistesgaben, die Helle ihres Wesens, welche sich dem Halbdunkel religiöser Empfindsamkeit kräftig widersetzte,

würde unbedingt einen andern Mann aus ihm gemacht haben und die spätern Ereignisse wären nicht geschehen, wie sie selbst richtig gesagt hat. Ihre scharfe Zunge würde ihn vor Selbstüberhebung und ziellosen Träumen behütet haben. Von ihr geschieden, entwickelten sich die Dinge mit einer Art Naturnotwendigkeit, wobei allerdings der Frau eine Mitbeteiligung nicht abgesprochen werden kann.

Als glückstrahlenden Vater seines ersten Kindes sah Carlyle ihn wieder und giebt nach seiner Weise Jane einen Bericht, worin der Spott mit der Jugendfreundschaft ringt. Doch bestätigt Froude: Irving gefiel ihm besser, als er erwartet. Er hatte ein gewisses Unbehagen in Betreff seiner gehabt; nicht sowohl, daß die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Charakters geschädigt oder mit Rost überzogen, wohl aber, daß er durch seine Umgebung irregeleitet und verwirrt werden könne.

Der Redner hat sich gebessert, seit ich ihn in Dunkeld sah, schreibt Carlyle. Er beginnt einzusehen, daß seine Ehren nicht übernatürlich sind, und seine ehrliche, praktische Herzenswärme gewinnt wieder die Oberhand.

Inzwischen hatte Irving eine Schrift über das jüngste Gericht geschrieben und fing schon an, sich überhaupt mit den letzten Dingen sehr zu beschäftigen. Carlyle schreibt an Jane Welsh:

Ich bedaure die Wendung, welche Irvings Predigtweise nimmt. Es wäre ihm besser, wenn er — anstatt plötzlich ein Zeitungslöwe und das Wunder einer Saison — allmählich geworden wäre, wozu es doch zuletzt kommen muß: ein Prediger von vorzüglichen Gaben, großer Beredsamkeit, ein Kopf fruchtbar wie wenige an Sinn und Unsinn, ein Herz so ehrlich und gütig, wie kaum ein andres. So wie die Sache jetzt liegt, ist unser Freund vielen Thorheiten und manchem Irrsal und im besten Falle großer Unruhe ausgesetzt. Sein Wandel ist stetig und männlich nur, wenn er Mißgeschick und Widerspruch begegnet. Gelingen ihm die Dinge und wird er mit Schmeicheleien gefüttert, dann verkehrt sich sein Fortschritt schnell in ein Stolpern und Stolziren mit dem üblichen Gefolge solcher Bewegung, als da ist ein Tappen im Dunkeln unter manchfachen Fährlichkeiten . . .

Ein Besuch von Jane Welsh bei dem jungen Ehepaare war verabredet worden. Aber er mußte ihr schreiben:

Meiner lieben Isabella ist es gelungen, die Wunden meines Herzens durch ihre beispiellose Zuneigung und Zärtlichkeit zu heilen. Doch bin ich kaum in der Lage, dasselbe neuen Gefahren auszusetzen. Meine frühere Ruhe und Frömmigkeit kehren zurück. Ich fühle, daß ich in der Gnade zunehme, und in einem Jahre werde ich vor meinem eignen Gewissen würdig sein, Sie in mein Haus und unter meine Fürsorge zu nehmen, was ich jetzt noch nicht bin.

Offenbar hat der Tod des ersten Kindes verinnerlichend auf das eheliche Leben gewirkt. Es starb, während die junge Mutter auf der andern Seite des Elternhauses ein Töchterchen gebar. Von der Zeit an verschwinden ähnliche Aeußerungen, und die Tagebuchaufzeichnungen für seine Frau, mit welchen er eine darauffolgende Trennung überbrückt, beweisen ein so rührendes, ungeteiltes Für- und Miteinanderleben, wie es wenigen Frauen in ihrer Ehe wird. Rührend, innig, demütig und lauter; nichts von Taumel oder Modewesen ist darin. Es war die Feier ihres Seelenbundes, trägt den Stempel eines tiefgegründeten Christenlebens und schildert ein überbeschäftigtes Pfarramt, wie es eben in aller Welt dem Pflichteifrigen erwächst. Eine ungemeine körperliche wie geistige Kraft ließ ihn immerfort das Maß seiner Aufgaben groß zuschneiden. Zu dem Amte mit allen seinen Pflichten kam die bis ins unglaubliche getriebene Gastlichkeit des Hauses. Statt Ferien zu nehmen, machte er dann große Predigtreisen durch ganz Schottland, und es gelang ihm, eine Woche lang die größte Kirche Edinburgs morgens um 6 Uhr zu füllen, und zwar redete er dabei von der Wiederkunft des Herrn. Auf dieser Reise 1828 war es, daß in Kirkaldy die Tribüne der Kirche brach und viele getötet und verwundet wurden.

Etwas eigentümlich Veraltetes, einen gewissen Miltonartigen Puritanerstil, sagt Carlyle, habe er erst absichtlich angenommen, später aber sei er ihm vollständig zur zweiten Natur geworden. Daß er so sehr isolirt in London und nur von mittelmäßigen Leuten umgeben sei, beklagt Carlyle öfter. Und in der That regt sich bei seiner stürmischen impulsiven Natur sehr bald eine eigentümliche chiliastische Richtung, in welcher ihn der ihm am nächsten stehende Bankier Henry Drummond sehr bestärkte.

Dieser rastlose, übergeschäftige Mann war von maßloser Selbstüberhebung besessen. Dabei war er reich genug, um jeder Laune fröhnen zu können. Seinen Einfluß hält außer Carlyle auch Frau Oliphant für schädlich. Außerdem sagt sie:

Das alttheokratische Ideal der schottischen, wie der Genfer Kirche hatte seine Jugend beeinflußt. Seine glühende Empfindung verlangte nach der erhabenern Stellung eines Priesters zwischen Gott und Menschen. Die durch die Taufe von der Welt ausgesonderte Christengemeinde wurde ihm immer sichtbarer der Leib seines Herrn, des Herrn, den leiblich zu sehen seine Seele verlangte. Leidenschaftlich, wie er war, trieb ihn dies der Betrachtung des zweiten Adventes entgegen.

In solcher Stimmung fiel ihm ein anonymes spanisches Buch „Vom Kommen des Messias in Herrlichkeit und Majestät“ in die Hände, das in Wirklichkeit vom Jesuiten Lacumza verfaßt war und welches er übersetzte. Bald nachher, 1826 schon, fangen die biblischen Konferenzen im Hause Drummonds in Albury an, in welchen man sich ausschließlich mit den prophetischen Büchern und der Apokalypse beschäftigte, besonders auch betonte, daß mit Zungen zu reden eine nur schlummernde Gabe der Kirche sei, welche wieder erweckt werden könne. Ein Brief von Irvings Schwiegervater an eine andre Tochter giebt ein lebendiges Bild jener Epoche, die zu so unheilvollen Resultaten führen sollte:

Wir hatten kürzlich einen langen Brief von Isabella. Dort steht es gut. Der Aufenthalt in Albury hat nach ihrer Ansicht Edward körperlich wenigstens nicht wohlgethan. Die Vehemenz, mit der er sich in alles, was ihn interessirt, hineinwirft, ist außerordentlich. Einzelne in Albury gefallene Aeußerungen haben ihm zum Bewußtsein gebracht, wie groß die Unwissenheit der ärmern Klassen von London ist und welche Schuld die Erleuchteteren trifft, wenn sie diesem Uebelstande nicht wehren. Folglich hat er sich vorgenommen, jeden Abend im Kern der Stadt wie in den Vorstädten für die armen Leute zu predigen, während sein Gehilfe Scott das Westminsterviertel behält. Der Herr sei mit ihnen! Es giebt Grenzen für die Kraft der Sterblichen. Die von Scott ist von Haus aus gering und die Edwards, wenn auch größer als andre, ist denn doch auch nicht unerschöpflich. Ich vermute, daß diese Konferenz seinen Glauben an die Wiederkunft des Herrn sehr gestärkt hat; und da ihm diese die Stunde der Verdammnis für die bezeichnet, welche nicht mit Gott versöhnt sind, empfindet er es als gebieterische Pflicht, alle zu warnen, daß sie dem zukünftigen Zorn entrinnen. Doch — fährt der nüchterne schottische Pfarrer fort — vermag ich, trotz sorgfältiger und eingehender Prüfung die Dinge nicht anzusehen, wie er und seine Freunde; im Gegenteil bin ich mehr und mehr überzeugt, daß sie im Irrtum sind. Aber vorausgesetzt, daß sie recht haben, wie sie zweifelsohne meinen, so ist sein Benehmen, welches wahnsinnig erscheinen könnte, das eines treuen Botschafters an Christi Statt, welchen herzliche Bruderliebe treibt.

Gerade um jene Zeit, als der Freundeskreis so inbrünstig um das Geisteszeugnis des Zungenredens betete, drang eine seltsame Kunde zu ihnen.

In einem kleinen Pächterhause in Firmcarry am Gairloch hatte ein frommes Mädchen, Isabella Campbell, gelebt. Sie war ringsum wegen ihres reichen, innerlichen Gebetslebens bekannt gewesen und viel von Angefochtenen besucht worden. Sie starb, und ihre Schwester wurde sozusagen die Erbin der Situation, des Interesses, der Tradition. Diese, ein Mädchen hoher Begabung und poetischer Anlage, war körperlich sehr gebrechlich, ja schwindsüchtig; dafür war das Innenleben um so gesteigerter in hochauflodernder religiöser Begeisterung, welche sich besonders im dringenden Wunsche einer Missionsthätigkeit unter den Heiden kundgab.

Eines Sonntags abends, als sie mit ihren Freundinnen betete, besonders auch, daß die Zungen möchten der Kirche wiedergegeben werden, kam der heilige Geist — so erzählt Irving — mit großer Kraft auf die Kranke, also daß sie sich gedrungen fühlte, lange Zeit und mit übermenschlicher Stärke in unbekannter Sprache zu reden, zum Erstaunen aller, die sie hörten, und zu ihrer eignen großen Erbauung und Wonne in Gott.

Bald nachher zeigten sich ähnliche Erscheinungen in einer Familie Macdonald jenseits des Clyde. Irving und seine Freunde hörten dies mit Ehrfurchtsschauern und glaubten, daß die Zeit der Wiederkunft nun gewißlich nahe. Bald hörte man von Krankenheilungen und der zunehmenden Erregung in den ländlichen Kreisen. In diese Zeit fällt der Tod des zweiten Kindes, für das Gott wiederum kein Wunder wirkte. Es ist sehr merkwürdig und in meinen Augen das Siegel Gottes für die Lauterkeit des Innenlebens in Irving selbst: Zeichen und Wunder ringsum, in seinem eignen Leben aber der einfache

Weg Gottes mit allen Heiligen: Leiden, Lieben und Gehorchen. Das Kind starb so spät in der Woche, daß er für den Sonntag keinen Ersatz finden konnte und selbst über das Davidwort predigte: Ich werde zu ihm gehen, aber er wird nicht wiederum zu mir kommen. Nach vielen Jahren haben Ohrenzeugen nur mit Thränen jener Stunde gedenken können. Es heißt, er sei thränenlos und fastend durch den dunkeln Sonntag hindurchgegangen und von der Kanzel unverzüglich an den kleinen Sarg geeilt, über den er sich in einem Paroxismus heißen Wehs niederwarf, um dann in einen Strom inbrünstigen Gebetes auszubrechen: in den Aufschrei zu dem einen Vertrauten all seiner Nöte, dem treuen Herrn, der dennoch kein Machtwort des Lebens gesprochen.

Auch auf der folgenden Ferienreise schaffte er sich unaufhörliche Arbeit von so großem Umfang, daß seine Frau von einem Tage zu berichten hat, wo er von neun Uhr früh bis elf Uhr des Abends geredet. Vor Jahren schon hatte er seinem Schwager geschrieben:

Mein Bruder, niemand ist ausgerüstet zum Pfarramt, der nicht im Stande ist, ausführlich und geistesgetränkt zu den Leuten über irgend einen Text zu reden, wo immer er seine Taschenbibel aufschlägt.

Je mehr er jedoch redete und predigte und schrieb, desto verdächtiger wurde er den kirchlichen Behörden. Schon seit 1827 vernahm man, daß er die Sündlosigkeit Christi leugne, d. h. daß er, um die menschliche Natur Christi als eine wahre, der unsrigen ganz gleiche ansehen zu können, auch in ihr, ebenso wie in der der unsrigen innere Neigungen zur Sünde annimmt, welchen Christus nur nie, wie wir alle es thun, soll nachgegeben haben. Die oberste Behörde der Heimatkirche bereitete sich, darüber zu verhandeln; noch stand jedoch sein eignes Londoner Presbyterium zu ihm. Ja — stets von dem Gesichtspunkt der nahenden Wiederkunft des Herrn — beschloß es, durch eine Petition an den König um einen nationalen Buß- und Fasttag zu bitten: Irving sollte diese mit drei Presbytern dem Premierminister Melbourne überbringen. Im Vorzimmer wartend, verlangte er von seinen erstaunten und verlegenen Begleitern niederzuknien und zu beten, „daß sie vor dem Minister Gnade fänden.“ Dieser empfing sie freundlich und entließ sie mit herzlichem Drucke der Hand, welche Irving in seiner Riesenhand festhielt, um Gottes Segen auf die Amtsführung Lord Melbournes herabzuflehen.

M S

Aus Italien

(Zum Kultus der Maria) Eines der vielen ultramontanen Blättchen Süditaliens hat eine sinnvolle Methode, Abonnenten zu werben. Es giebt nämlich jedem derselben das Recht, seine Verse innerhalb bestimmten Raumes auf der vierten Seite unentgeltlich abdrucken zu lassen. In der That, das zieht, und viele hoffnungsvolle Priester, die den Musen befreundet sind, benutzen diese Gelegenheit. Kürzlich lasen wir ein in dieser Weise daselbst publizirtes lateinisches Gedicht, überschrieben: Maria, Seufzer (Suspirium) eines frommen Jünglings. Wir übersetzen einige Strophen: „O Maria, wenn der Zephyr mir die Wangen fächelt, so höre ich deinen Namen. Liege ich ausgestreckt am Bache, so murmelt er mir: Maria! Wenn ich im weichen Grase die Natur betrachte, so rauscht mir der Wald das süße Wort Maria. Wohin ich mich auch wende, überall sehe ich dich, schöne Maria! Sehe ich einen Rosengarten, eine Cypresse, Platane, eine duftende Blume, überall kommst du mir in den Sinn. Hebe ich meine Augen zur Sonne, so denke ich an dich, sehe ich den Mond, so lacht mir dein Angesicht.“

Der Dichter dieses Seufzers nennt sich in der Unterschrift F. Quattrone, Priester, und wohnt in Reggio. Sollte er vielleicht das von Schubert komponirte Lied kennen: Ich schnitt es gern in alle Rinden ein u. s. w.? Wenn das, so hätte unser seufzender Dichter ein Plagiat begangen, das ihm einen scharfen Verweis seines Bischofs zuziehen müßte.

T

(St. Martino) gilt in Italien, wohin die Franzosen seinen Kultus brachten, als Beschützer der Soldaten. Echt volksthümlich aber ist das nicht. Sein Fest ist vielmehr an die Stelle eines Bakchusfestes getreten und gilt noch immer als ein Weinfest, an welchem man den neuen Wein auf die Tafel bringt und sich denselben Schmausereien hingiebt, welche zur heidnischen Zeit die Bakchusfeste charakterisirten. Massenhaft sieht man dann die städtische Bevölkerung aufs Land ziehen, um den Tag unter heiterm Himmel beim Genuß des neuen Weines, bei Gesang und Saitenspiel zu verleben. Dies Fest gehört keineswegs zu denen, welche von der Staatsregierung als offiziell zu feiernde vorgeschrieben werden; aber um Staatsvorschriften kümmert sich die Volksmasse nicht und feiert nach wie vor dieses Fest, sowie die Menge andrer Feste, welche alle im Heidentume ihre Wurzel haben. Seit uralten Zeiten ist der St. Martinstag dem Volke auch das Schlachtfest, an welchem so viele Tiere geschlachtet werden, daß man in Sizilien sagt: Er hat mir ein St. Martino angerichtet, d. h. er hat mir eine völlige Niederlage bereitet.

T

(Ein Sühnungsfest) wird alljährlich Ende Januar in Florenz gefeiert und hat den Zweck: Gott eine Sühne darzubieten für das in Florenz herrschende Laster des Fluchens (wörtlich in riparazione del vitio della bestemmia). Bei diesem Anlaß wird der Dom inwendig geschmückt, das Allerheiligste wird mit prächtiger Strahlenzier dort ausgestellt, und am Nachmittag findet im Raum des Domes eine Prozession statt, an der sich das Domkapitel mit vielen Sozietäten beteiligt. Diese Leistung soll also, wie es wörtlich heißt, dem Dio Ottimo Massimo, der wegen der Flüche erzürnt ist, eine Sühnung bieten und seinen Zorn mildern. Der Gedanke solcher Sühnfeste ist recht alt, nämlich schon dem römischen Heidentum bekannt, welches bekanntlich seine oberste Gottheit als Jupiter optimus maximus bezeichnete. Die sibyllinischen Bücher dienten in Rom dazu, zu gewissen Zeiten Sühnungsleistungen ausfindig zu machen. Die Götter durch Leistungen zu bestimmen, — das war ja die Quintessenz der römischen Religion. Wer das obengenannte Sühnfest betrachtet, dem viele andre zur Seite stehen, sieht aufs klarste, daß diese heutige religio der Tendenz der alten religio Romana entspricht.

T

Verschiedenes

(Massenverbreitung guter Volksschriften) Am 3. März hat in Weimar eine Versammlung stattgefunden, auf deren Zweck und Ziel ich die Aufmerksamkeit aller Freunde der Christlichen Welt hinlenken möchte. Es handelte sich um nichts Geringeres als die Begründung eines Vereins zur Massenverbreitung guter Schriften, und die Verhandlungen sind so weit gediehen, daß dieser Verein in einer demnächst zu berufenden Hauptversammlung wirklich aufgethan werden wird. Die Gedanken, welche der Verein ausführen will, sind in einem Schriftchen niedergelegt, das bereits die sechste Auflage erlebt hat: Ein neuer Weg zur sittlichen und geistigen Hebung des Volkes, von Dr. Heinrich Fränkel. (Berlin, Simion 1889.) Derselbe Herr hat auch in Weimar den leitenden Vortrag gehalten. Die Kreuzzeitung ist seinen Bestrebungen schroff entgegengetreten; es ist uns unerfindlich, warum. Denn daß er israelitischer Herkunft ist (sein Großvater hat sich taufen lassen), kann kein zureichender Grund solcher Haltung für Christen sein: diese Herkunft teilt er mit Männern in Theologie und Kirche, denen auch die Kreuzzeitung Ehre und Beifall nicht versagt. Uns kümmert nur der Inhalt der Schrift und was uns aus Weimar von befreundeter Seite berichtet wird. Darnach können wir uns nicht anders als hoffend und ermutigend zur Sache stellen. Die Fluten schlechter Kolportageschriften, die sich in unhemmbarem Strome in die Häuser und Herzen unsers Volkes ergießen, durch Hineinleitung edleren Lesestoffs zu verdrängen und zu reinigen, ist ein so guter Plan, daß der Gedanke seit Jahren in der Luft liegt. Möchten nun die rechten Kräfte und Wege zu gutem Gelingen gefunden werden. Zwei Wünsche liegen uns vor allen am Herzen. Der eine richtet sich an die bisherigen Leiter des Unternehmens: möchten dieselben sich von jener bornirten Konfessionslosigkeit freihalten, die, wo es sich um die „sittlich-religiöse“ Hebung des Volkes handelt (vgl. S. 20 der angeführten Schrift), beste und unentbehrliche Hilfskräfte ausschließt. Sollte aus Rücksicht auf etwaige katholische Leser und Freunde jedes gut protestantische Wort, aus Rücksicht auf jüdische Kommerzienräte und Journalisten jede Darstellung jüdischer Schwäche und Schuld, aus Rücksicht auf sogenannte Freidenker jeder fromme Herzenston gestrichen oder beanstandet werden, so würde der Bankerott des Unternehmens in seiner Geburtsstunde ausgesprochen sein. Aber wir dürfen hoffen, daß die Fernhaltung jedes politischen oder kirchlichen Parteicharakters diesen (leider schon dagewesenen) Unsinn nicht bedeutet. Daß unter die zu verbreitenden Schriftsteller Jeremias Gotthelf aufgenommen ist, nehmen wir zum guten Zeichen. Und so wünschen wir nun zum andern, daß man kirchlicherseits sich lebhaft an dem so notwendigen Werke beteilige. Die besondre, von der innern Mission betriebne christliche Schriftenverbreitung kann dadurch nicht überflüssig gemacht werden; aber die christlichen Volksfreunde sollen Kraft und Teilnahme übrig haben für eine Leistung, die sie im Rahmen der innern Mission zu vollbringen nicht im Stande sind. Wir werden bei nächster Gelegenheit weiter über die Angelegenheit berichten und empfehlen einstweilen unsern Lesern, sich mit der Fränkelschen Schrift bekannt zu machen.

R

(Opferwilligkeit amerikanischer Sekten) Um Weihnachten vorigen Jahres wurde aus Vineland in New Jersey an alle preußischen*) Pfarrer ein Buch geschickt, welches folgenden Titel hat: Unglaube und Offenbarung mit einem Vorwort in Form eines Sendschreibens an alle Prediger von Dr. John Ellis. Aus dem Englischen von Rev. A. Roeder. Dieses Buch trägt auf 292 Druckseiten die Lehre des Geistersehers Swedenborg vor. Praktisch sind die Amerikaner auch, denn dem Buche lag ein Prospekt über „den besten Hobel in der Welt, den automatischregulirenden Hobel aus der Gage Tool Co. in Vineland“ bei. Ich glaube nicht, daß dieses Buch viel Schaden unter den deutschen Pfarrern anrichten wird; auch dürfte uns diese Art Propaganda nicht schlechthin nachahmenswert erscheinen. Aber beschämend ist es für uns, welche kolossalen Opfer diese amerikanischen Swedenborgianer für die Verbreitung ihrer Lehre bringen. Wäre die Opferwilligkeit der Glieder unsrer evangelischen Kirchen nur annähernd so groß, so würde der Zustand derselben ein besserer sein und ihre Aufgaben rascher gelöst werden.

*) Soeben, scheint es, auch an alle sächsischen.

D H

Wird diese Opferwilligkeit bei uns größer werden? Gewiß, wenn der Glaube in den Herzen lebendiger wird. Nur, sagte einmal ein Missionsprediger, wenn die Herzen sich bekehren, werden auch die Geldbeutel bekehrt werden. P B

(Kirchlicher Jammer in der Slovakei) Von befreundeter Seite wird uns ein Privatbrief zur Verfügung gestellt, der von dem kirchlichen Elend in gewissen evangelischen Gemeinden der Diaspora ein beklagenswertes Bild giebt. Der Briefschreiber war bisher zweiter Prediger in Nemes Kosztolány, Barser Comt. p. Bisztricsény, Ungarn; von dieser Gemeinde also ist im Folgenden die Rede:

Durch den Tod meines dreiundachtzigjährigen Prinzipals ist die Pfarrstelle vakant geworden, und nach allgemeinem Wunsche soll ich dieselbe übernehmen; für mich eine sehr bedenkliche Sache, denn eine solche Gemeinde wie diese giebt es wahrscheinlich im ganzen Ungarn, vielleicht auch im ganzen Europa, nicht. Die Gemeinde umfaßt auf 6—7 Quadratmeilen 93 (!) Ortschaften, und in dieser beläuft sich die Zahl unsrer Glaubensgenossen auf etwa 150, die vollkommen arm sind. Wir stehen jetzt auf einem Wendepunkte, wo es sich um Leben oder Sterben handelt. Unser Pfarr- und Schulhaus sind ganz zu Grunde gerichtet und vollständig unwohnbar. Seit 16 Jahren (!) hat die Gemeinde keinen Schullehrer, die Kinder entbehren des Unterrichts oder gehen in die katholische Schule, um später überzutreten. Viele Gemeindeglieder sind auch durch Geldgeschenke zum Uebertritt verleitet worden. Mit schweren Bedenken stehe ich solchen Zuständen gegenüber; dennoch bin ich gesonnen, wenn es Gottes Wille ist, die Stelle im Namen Jesu zu übernehmen. Ich bitte in diesem größten Elend alle geistlich gesinnten Glaubensgenossen im Aus- und Inlande, unser in Liebe zu gedenken und uns durch Gaben zu unterstützen. Zwei wohlhabende Familien sind hier vorhanden, von denen ich hoffe, Holz und Material zum Bau des Pfarrhauses zu erlangen. Aber außerdem brauchen wir wenigstens noch 5—6000 Mark. Eine solche Stelle kann nur der annehmen, welcher mit dem Geringsten sich begnügt. Auch die kleinste Gabe wird dankbar angenommen. Ich will die Stelle übernehmen als Missionar, Pastor und Lehrer, um so mehr, weil die Römischen sich bereits freuten, daß die Gemeinde mit dem Tode meines Prinzipals, wie sie meinten, untergehen würde.

Soweit der Berichterstatter. Vielleicht hat jemand eine offene Hand für ihn und seine Gemeinde.

(Ein Lutherfestspiel vor 260 Jahren) Unsre Leser gehören wohl alle zu denen, welche in den Lutherfestspielen der Gegenwart eine Erscheinung sehen, die zu den erfreulichsten unsrer Zeit gehört. Da wird es ihnen denn von Interesse sein, zu hören, wie man schon vor mehr als dritthalb Jahrhunderten in einer sächsischen Stadt den Versuch machte, die Heldengestalt Martin Luthers dem Volke dramatisch vorzuführen und dadurch das evangelische Bewußtsein zu stärken. Zu Schneeberg im sächsischen Erzgebirge, der Stadt, in welcher bereits im Sommer 1518 die wackere Knappschaft einen evangelischen Prediger anstellte, „welcher ihnen Sonntags zu Mittag eine Predigt thun und mit Widerlegung der papistischen Irrtümer ihnen von dem Verdienst Christi und dem seligmachenden Glauben predigen mußte,“ der Stadt, in der zwei der besten Freunde Luthers, Nicolaus Hausmann und Hieronymus Weller, lehrten, lebte von 1611—1636 der gelehrte Kantor und Sekundus am Lyzeum Heinrich Spillner aus Magdeburg. Er liebte dramatische Aufführungen und hatte schon 1617 mehrere Komödien des Humoristen Nikodemus Frithlin mit den Zöglingen des Schneeberger Lyzeums „tragieret“. Da faßte er im Jahre 1625 den Entschluß, die Gestalt Martin Luthers in einem durchaus volkstümlich gehaltenen Stücke vorzuführen. Auf dem Schneeberger Markte ward unter freiem Himmel eine Bühne errichtet, und so ging das Schauspiel, von den Lyzeisten gespielt, zum großen Ergötzen des zahlreich versammelten Publikums über die Bretter. Wer dies Werk gedichtet? Wir wissen es nicht. Möglich, daß der gelehrte Kantor selbst der Dichter war. Was es behandelte? Das deutet der Chronist an, wenn er es nennt „eine Komödie von D. Luthers Beständigkeit, als er nacher Worms citieret gewesen.“ Der bedeutsamste Augenblick in Luthers Leben also, sein Erscheinen vor Kaiser und Reich, war der Vorwurf oder wenigstens der Mittelpunkt dieses alten Schneeberger Lutherfestspiels. Jahre und Jahrzehnte lang redete man in Schneeberg noch von dieser merkwürdigen Aufführung. Nach hundert Jahren noch bemerkt der Chronist in seiner treuherzigen Weise: „Welches Schauspiel nach Gelegenheit derselbigen Zeit etwas Sonderliches gewesen ist.“ Und auch wir werden dieses Lutherfestspiel mitten im dreißigjährigen Kriege, diese frühe Weissagung auf die Lutherfestspiele unsrer Tage, gewiß als etwas „Sonderliches“ zu bezeichnen haben. (Vgl. Die Lutherspiele des Martin Rinckart in Nr. 31 und 32 des vorigen Jahrgangs.) F B

Quittung

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch Hall: 30 Mk. H E D F, Hannover; 15 Mk. B, Greifswald; je 5 Mk. C D, Offenbach am Main und V, Ebersbach; 2 Mk. S, Thum; je 1 Mk. E, Niederröblingen und F R, Bethel.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde in Westpreußen: 5 Mk. A H, F.

Für das Rettungshaus Johannesstift bei Metz: 30 Mk. H E D F, Hannover.

Für die evangelische Gemeinde Rottalowitz in Mähren: 15 Mk. H E D F, Hannover.

Für Spanien: 10 Mk. M K, Schirgiswalde.

Für das Hutten-Sickingen-Denkmal: je 5 Mk. H E D F, Hannover und D R, Zittau.

Für die evangelische Mission in Ostafrika, insbesondre das Krankenhaus zu Sansibar: 15 Mk. B, Greifswald; 14 Mk. E B, Auenheim; je 10 Mk. H E D F, Hannover und E W H, M-Gladbach; 7 Mk. J E, Kleinhäuslingen; 6 Mk. B T, Limbach i V; 5 Mk. A H, F.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Angesichts des baldigen Quartalwechsels bitten wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements, sowie um Werbung neuer Freunde. Können wir auch mit Dank und Freude berichten, daß wir nunmehr die Zahl von 2850 Bestellern erreicht haben, so bleibt eine weitere Verbreitung des Blattes doch noch sehr zu wünschen. Weite Kreise und Landschaften, in denen wir mit Grund Verständnis und Empfänglichkeit für unsre Arbeit voraussetzen dürfen, haben noch kaum Kenntnis von unserm Dasein. Wir bitten deshalb, mit der Verbreitung von Probenummern, die jederzeit unentgeltlich abgegeben werden, nicht zu kargen. Weil aber unter der Flut des heutigen Zeitschriftenangebots die einzelne Probenummer sich meistens unbeachtet verliert, eröffnen wir hiermit behufs wirksamerer Propaganda monatliche Probeabonnements. Wir bitten die Freunde und Freundinnen, die davon Gebrauch machen wollen, an die Verlagshandlung unter Beilegung von 50 Pfennigen die Adresse von Personen oder Familien einsenden zu wollen, bei denen sie Verständnis und Teilnahme für unser Blatt glauben voraussetzen zu dürfen. An diese Adressen wird die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern direkt und je nach Erscheinen verschicken. Es steht zu hoffen, daß es auf diesem Wege sicherer als auf dem einmaliger Zusenduug von Probenummern gelingen wird, den Leserkreis zu sammeln, der in unserm evangelischen Deutschland für uns vorhanden ist. Wir bemerken ausdrücklich, daß es unser ernster Vorsatz ist, den Bedürfnissen und Ansprüchen der gebildeten Nichttheologen immer besser gerecht zu werden.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Soeben erschien bei **C. Bertelmann** in **Gütersloh** binnen **zwei** Monaten in **zweiter** Auflage:

Christliche Bedenken über modern christliches Wesen.

Von einem Sorgenvollen. 148 S. 8. 1,80 M., geb. 2,50 M.
Mit Recht von der gesamten Presse als höchst beherzigenswert empfohlen!

Verein für Reformationsgeschichte

Generalversammlung in Görlitz

Mittwoch den 24. April 1889

Abends 6 Uhr: Gottesdienst in der St. Petrikirche mit Predigt von Herrn Pastor D. **Rietschel** aus Leipzig. **Abends 8 Uhr:** Geselliges Zusammensein mit freier Besprechung in Wandelts Feldherrnsaal, Struvestr. 27/28.

Donnerstag den 25. April

Vormittags 10 Uhr: Hauptversammlung im Saale des evangelischen Vereinshauses, Kahle 18. Eingang: Segensspruch (durch Herrn Generalsuperintendenten D. **Erdmann**) und Gesang eines Liederverses. Eröffnung der Verhandlungen des Vereins durch den Vorsitzenden, Herrn Konsistorialrat D. **Köstlin** Vortrag von Herrn Prof. D. **Kawerau** über „Aufgabe und Arbeit des Vereins für Reformationsgeschichte.“ Vortrag von Herrn Pastor Lic. **Drews** über „Böhmische Brüder-Exulanten im Meißnischen, in der Oberlausitz und in Schlesien.“ (Pause.) Bericht des Redaktionskomitees. Bericht des Schatzmeisters. Etwaige andre Vereinsangelegenheiten.

Nachmittag 3 Uhr: Mittagessen in Wandelts Feldherrnsaal, Struvestraße 27/28.

Anmeldungen zu Nachtquartieren werden spätestens bis zum 10. April unter der Adresse des Herrn Superintendenten Schultze, Görlitz, Langestraße 42, erbeten.

An der deutschen evangelischen Gemeinde A. C. und H. C. in **Prag** ist die Stelle eines

zweiten Pfarrers und Schuldirektors

zu besetzen. Mit der Stelle ist ein Jahresgehalt von 1500 fl. ö. W. nebst freier Wohnung, exkl. etwaige Nebeneinkünfte verbunden. Der zweite Pfarrer ist dem ersten Pfarrer koordinirt. Bewerber, welche evangelisch-lutherischen Bekenntnisses sind und sich über ihre pädagogische Befähigung ausweisen können, werden eingeladen, ihre gehörig belegten Gesuche bis zum 15. April d. J. an das unterzeichnete Presbyterium zu Händen des Kurators Herrn J. U. Dr. Heinrich Osborne, Advokaten in Prag, Mariengasse 20, einzusenden. Zu speciellen Auskünften erklärt sich der erste Pfarrer Herr K. Eckardt bereit.

Prag, den 3. März 1889.

Das Presbyterium
der deutschen evangelischen Gemeinde A.C. und H.C. in Prag

Dr. **H. Osborne**, Kurator
Johann Kluge, Presbyter-Schriftführer

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von dem Verlage der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg